

Das Wunder von Garath

Schulkunst Düsseldorf (22.02.2013)

„Sonder“-Schüler aus einer Förderschule mit dem Schwerpunkt „emotionale und soziale Entwicklung“ (pädagogisch eine der größten Herausforderungen überhaupt!) entwerfen für ihr (reichlich ödes!) Schulgelände den Plan für eine wunderschöne Außenterrasse als ihren Treffpunkt, sammeln für die Realisierung 50.000 €, unterstützen maßgeblich die Profis beim Bau und dokumentieren das Ganze auch noch mit eigenen Filmaufnahmen. Von der ersten Kinderskizze bis zum großen Einweihungsfest vergehen drei Jahre.

Als Laura und Tosca mir anlässlich eines Besuchs an der Alfred-Herrhausen-Schule (Düsseldorf-Garath) stolz die konkurrierenden Skizzen zeigten und die selbst gebauten Modelle erklärten, waren die beiden in der sechsten Klasse. Es war eine regelrechte Wettbewerbsausstellung, die sie gemeinsam mit ihren Klassenkameraden für die selbst inszenierte Jury-Sitzung in einem schlichten Klassenraum aufgebaut und bei der sie das Siegermodell nach intensiven Klassendiskussionen ausgewählt hatten. Ich war beeindruckt von der Gewandtheit und Genauigkeit, mit der die beiden mir die Vor- und Nachteile der verschiedenen Varianten vorstellten. Aber heimlich war ich voll Kummer: Wieder nur ein pädagogischer Sandkasten, in dem das Werk allzu schnell dem Spielplatzboden gleich gemacht werden wird. Hoffentlich würden die beiden tapferen Schülerinnen (wie auch die Erwachsenen, die sie unterstützten) die absehbare Enttäuschung schnell verwinden können. Denn dass aus einer solch himmelstürmenden Idee je Wirklichkeit werden würde, hielt ich angesichts des üblichen Verlaufs solcher Projekte an anderen Schulen für schlechterdings ausgeschlossen – aber ich wollte ja niemanden entmutigen. Und so behielt ich die Skepsis für mich.

Ich sollte mich geirrt haben. Drei Jahr später, nach der Eröffnung, sagte Laura, inzwischen in der neunten Klasse, eher nüchtern, selbstverständlich, mit kaum gezeigtem Stolz: „Wir haben Spuren hinterlassen.“

Was also verlief so anders als üblich bei diesem Projekt? Was hatte ich falsch eingeschätzt?

Irrtum 1: An einer „Förderschule“ ist ein solches Projekt nicht möglich.

Die Idee wurde wider Erwarten Wirklichkeit - unter anderem, **weil** das Projekt an einer Förderschule stattfand. Das Korsett des staatlichen Schulsystems, in das viele Lehrer der

„normalen“ Schulen sich gezwängt fühlen, das sie selbst manchmal sogar noch fester zuschnüren als nötig, lässt in der Förderschule weit mehr Spielraum. Der Lehrer dort muss primär vom Kind aus denken, damit es *seinen* Zugang zu der jeweiligen Sache findet, ihm Zeit geben, Umwege zulassen. Das Ziel, überhaupt (wieder) Zugänge zu finden, der Aufbau von Neugier und Lernfreude, von „Motivation“, ist wichtiger, als die formale Erfüllung bestimmter Lehrplannormen oder die Erreichung eines bestimmten Notenschnitts (Zur Seite gesagt: Eigentlich ist es ein Skandal unseres Schulsystems, wenn erst in einer „Sonder“-schule wiederentdeckt wird, dass Schule auch ganz anders funktionieren kann! Vielleicht ist es wie mit der Orchidee: Viele Arten brauchen einen magern Boden, damit sie überhaupt gedeihen können). Unter diesen Systembedingungen fällt es der Schulleitung und dem Klassenlehrer leichter, die Zügel so weit loszulassen, dass über lange Zeiträume viele Unterrichtsstunden aus dem Lehrplanschema springen, dass die Vorbereitung einer Projektpräsentation der Schüler vor einem möglichen Sponsor wichtiger ist als die Vorbereitung einer Klassenarbeit etc. „Unser Abitur ist die Terrasse!“ sagte Laura – mit Betonung auf „unser“ - ein Jahr nach Beginn des Projekts bei ein Vorstellung der Zwischenergebnisse, als noch keineswegs sicher war, dass sie diese anspruchsvolle Prüfung bestehen würden. – Ich war mir nicht sicher. Laura und Tosca schon.

Irrtum 2: Ein Nicht-Lehrer kann in einer Schule nicht „Motor“ eines solchen Projektes sein.

Die Idee wurde wider Erwarten Wirklichkeit - unter anderem, **weil** eine Künstlerin Motor, „Treiber“ des Projektes war. Eine Künstlerin bringt eben diese Grundeinstellung mit: „Wider alle Vernunft“ daran festzuhalten, dass ein ungewöhnliches Werk gelingt, Wirklichkeit wird, wirkt. Allerdings braucht es für das Gelingen eines solchen *Schulkunst*projekts noch ein Zweites, eine bestimmte genuin „pädagogische“ Haltung. Denn die Künstlerin bleibt in einem solchen Schulkunst-Projekt nicht diejenige, die „ihre“ Kunst macht. Wenn sie „ihre“ Kunst machen würde, dann könnte sie die Schülerinnen und Schüler nicht wirklich beteiligen. Laura, Tosca und ihre Mitschüler aber waren wirklich Beteiligte. Sie fühlten nicht nur so. Es waren *ihre* Entwürfe, es waren *ihre* Modelle. In einem Schulkunstprojekt muss der Künstler also „seine“ Kunst loslassen, Kunst entsteht hier nicht als Werk eines einsam im Atelier Schaffenden, sondern als interaktiver Prozess im öffentlichen Raum. Und wenn die Künstlerin wiederum sagen würde „Ich bin in diesem Projekt Lehrerin“, dann könnte ein solches Projekt in dieser Intensität vermutlich auch nicht entstehen. Denn die Gesetzmäßigkeiten, unter denen auf der einen Seite ein Künstler ein Kunstwerk "entwickelt" und unter denen auf der anderen Seite Lehrer ihre Schule (weiter)entwickeln, sind zunächst einmal grundverschieden, erscheinen sogar gänzlich unverträglich:

- Der Künstler ist unabhängig, er gehorcht seiner persönlichen Intuition, seinen eigenen Ausdrucks-"Gesetzen" - Lehrer sind (auch dann, wenn sie es nicht so empfinden!) abhängig, sie arbeiten – auch in der Förderschule - in einem extern bestimmten Rahmen von Vorschriften, Lehrplänen und knappen Ressourcen.

- Der Künstler setzt sich mit seinem Werk öffentlicher Kritik aus, aber er unterwirft sich ihr nicht - der Lehrer setzt sich mit seinem Unterricht dem Schulleitungsurteil und der Schulaufsicht aus und muss sich dem fügen.
- Der Künstler hat seine Arbeit frei gewählt, der Lehrer ist Beamter in einer staatlichen Einrichtung, die eine Pflichtveranstaltung für die Schüler ist, zu der sie - im Extremfall sogar mit Polizeigewalt - gezwungen werden.

Die Künstlerin in einem Schulkunstprojekt hat also zwischen der Künstlerrolle und der Lehrerrolle eine sehr anspruchsvollen Gratwanderung vor sich. Es ist ein schmaler Grat, auf dem sie da gehen muss, um genau das hinzubekommen, was Ute Reeh in diesem und vielen anderen ihrer Schulkunstprojekte geschafft hat: die Kreativität der Schüler in einem *gemeinsamen* Prozess freizusetzen.

In der Freiheit der Künstlerin und der Art und Weise, wie die *Person* Ute Reeh sie zu nutzen weiß, liegt also ein weiteres Geheimnis des „Wunders von Garath“ - selbst wenn diese Freiheit der Künstlerin natürlich auch nicht „absolut“ ist (nicht zuletzt die ökonomischen Zwänge, unter denen sie in der Regel arbeiten muss, sind nicht zu unterschätzen!), so ist ihre Freiheit doch um ein Vielfaches größer als die des Lehrers. Der Begriff Schulkunst bedarf in diesem Zusammenhang einer wichtigen Erläuterung: Es geht nicht um „Kunst in der Schule“, sondern um „Künstler / Künstlerinnen in der Schule“, es geht um Prozesse, die nicht über Lehrpläne, Bücher oder Methodenboxen zu vermitteln sind, sondern ausschließlich über und durch reale Personen angestoßen werden. Welche Haltung der Künstlerin ist für die Gratwanderung nötig? Man kann sie nur schwer „lernen“, wenn man sie nicht mitbringt: Unendlich viel Geduld und Vertrauen in die Kraft der Kinder; auch das Unvollkommene als – im Wortsinn - wertvoll gelten lassen; und das Schwerste: Davon abzusehen, dass man glaubt, Vieles besser machen zu können.

Weil das System Schule mit seinen Arbeitsbedingungen auf der einen Seite, und das Selbstverständnis eines Künstlers auf der anderen so verschieden sind, ist ein solches Projekt – unvermeidlich - immer gefährdet. Die Arbeit einer Künstlerin in der Schule kann störend und verstörend wirken, vor allem, weil nicht zuletzt ihre Zeithorizonte und Bewertungssysteme so ganz anders sind als die der Lehrer. Ein lebendiger Künstler hält einen vergrößernden Spiegel bereit für das, was die Schüler und ihre Lehrer oftmals zunächst nicht sehen, nicht hören, nicht fühlen können, einen Spiegel für das, was in ihrem eigenen Rücken geschieht. Und das ist nicht immer angenehm.

Irrtum 3: Der Zeithorizont, der für ein solches Projekt notwendig ist, übersteigt die Perspektive einer Schulklasse bei weitem.

Die Idee wurde wider Erwarten Wirklichkeit - unter anderem, **weil** die Schüler nicht für das Leben (in ferner Zukunft) lernen sollten, sondern weil ihre Arbeit jeweils von Tag zu Tag „hier und jetzt“ wichtig wurde. Dafür bediente sich Ute Reeh eines einfachen aber hoch wirksamen Mittels: Die „Werke“ der Schüler erhielten Bedeutung, durch die verschiedenen

Menschen, die sie von Phase zu Phase immer wieder neu und immer wieder andere in die Projekte aktiv einbezog. Kunst will gesehen sein. In der kleinen Ausstellung in der Klasse, in großen Jury-Sitzungen zur Auswahl des favorisierten Entwurfs gemeinsam mit ihren studentischen Partnern der Fachhochschule Düsseldorf, durch den Beirat, der das Projekt begutachtete, durch den Bürgermeister und den Sparkassendirektor, die die Kinder als Sponsoren gewinnen wollen, durch den Film, den die Schülerinnen und Schüler über ihr Projekt selbst drehen. Und so weiter. Zugleich wuchs mit der Einbeziehung der Fremden die Kompetenz aller Beteiligten. Ein sehr wichtiger Partner – und für das Gelingen unverzichtbar – wurden in einer Frühphase des Vorhabens die Architekturstudenten, die die Entwürfe der Kinder im Rahmen ihres eigenen Projektstudiums gemeinsam mit ihnen weiterentwickelten und „professionalisierten“, ähnlich wie später in der Realisierungsphase die Planer und Bauleute. Entscheidend für alle Partner: Immer im Kontakt mit den Schülerinnen und Schülern. Damit konnten sie ganz unmittelbar erfahren: Ein solches Projekt kann nie das Werk eines Einzelnen sein, sondern es entsteht durch die Beiträge von sehr sehr vielen Menschen. Jeder tut seinen Teil dazu. Auch derjenige, dessen Idee nach einem Brainstorming wieder verworfen wird.

Dass ein solches Projekt nicht konfliktfrei verläuft, muss nicht wundern. Natürlich gab es Schüler, denen es viel zu lange dauerte, die ausstiegen. Natürlich gab es Streit mit den Bauleuten, die die Mitarbeit von Schülern verweigerten, weil sie mehr Zeit kosteten als einsparten, weil manche viel mehr störten als halfen. Natürlich gab es Enttäuschungen, weil Details ganz anders wurden, als von den Schülern geplant.

Aber solche Krisen sind unvermeidlich, wenn man Schülern zumutet, nicht für das Leben zu lernen, sondern vom Leben. Allein hätten sie es nicht geschafft. Aber das ist ja auch sonst eine Illusion. Im Leben.

Der Bericht über das Terrassenprojekt ist keine Drehbuch-Story, sondern eine wahre Geschichte aus dem Düsseldorfer Vorort Garath, aus der Alfred-Herrhausen-Schule. Es ist die Geschichte zu dem Motto der Schule, das auf ihrer Homepage zu finden ist: „Jede Gesellschaft kann auf Dauer nur so intelligent, leistungsfähig und erfolgreich sein wie die Menschen, aus denen sie besteht. Es kommt deshalb darauf an, immer wieder Bedingungen zu schaffen, die es erlauben, alle in ihr vorhandenen Fähigkeiten und Talente voll zu entfalten und auszuschöpfen.“ (Alfred Herrhausen). Dass auch Kinder, die in „normalen“ Schulen als nicht beschulbar gelten, große Fähigkeiten und Talente besitzen, beweist diese Geschichte. Die erste und wichtigste Voraussetzung: Sie ihnen zuzutrauen. Wunder sind möglich.

Otto Seydel

In den alten Gärten 15
88662 Überlingen
otto.seydel@schulentwicklung-net.de
www.schulentwicklung-net.de